

# Wo Globalisierung und Dorftradition sich treffen

Die Schweiz der Expats – ein externer Blick aus dem Innern

Dorfleben und internationale Bewohner auf Zeit, Bauboom und Verlust an Originärem – zwispältige Beobachtungen einer Ausländerin aus dem Innern von Expat-Siedlungen.

Caroline de Gruyter

Denke ich an meine vier Jahre in der Schweiz zurück, tauchen viele Gedanken und Bilder auf. Die einen davon unterstreichen die Internationalität der Schweiz, die anderen ihre Befangenheit im Lokalen. Ich denke zum Beispiel an unseren saudischen Nachbarn. Er war ein kleiner, rundlicher Prinz, der auf der Fahrt oft anhielt, das Fenster seines Maserati oder Hummer hinunterliess und meine Kinder fragte, ob sie Zeichnungen für ihn hätten. Sie rannten, um einige zu holen, und er nahm ein Bündel Banknoten aus seiner Tasche und zupfte daraus zweihundert Franken für jedes Kind. – Der zweite Schnappschuss zeigt einen Mann Anfang zwanzig, einen Walliser, der in einer rechten Partei aktiv ist. Wir sassen auf der Terrasse eines Hotels bei Lausanne, doch er sagte, er würde nie Wein aus der Waadt bestellen. Erstens sei der Walliser Wein besser, und zweitens trinke man keinen Wein aus einem anderen Kanton, selbst wenn er besser wäre.

Für mich bedeutet die Schweiz beides: das Land, das Leute aus der ganzen Welt einlädt, zu kommen und hier zu leben, sofern sie Geld haben, und das Land, in dem man denkt, alles Lokale sei besser. Ich verbinde «Schweiz» mit Offenheit und Kosmopolitismus und mit Verslossenheit und lokalem Traditionalismus. Diese Extreme verstärken sich gegenseitig zu einem Mass, wie man es sonst selten sieht.

## Gesichtslos – und persönlich

Ich bin eine niederländische Journalistin, und mein Mann ist belgisch-portugiesischer Diplomat. Unsere Kinder waren zwei, vier und sechs Jahre alt, als wir 2004 von Brüssel nach Crans-près-Céligny zwischen Lausanne und Genf zogen. Wir wussten von Anfang an, dass wir wahrscheinlich nicht dort bleiben würden. Wir mieteten ein Haus mit Blick auf den See. Etwas war dabei merkwürdig. Es lag an der Ausstattung. Die Holzbalken unter dem Dach waren unbestreitbar schweizerisch. Aber das Haus hatte glänzende Plattenböden, eine pseudorustikale Holzküche, die bald abzublenken begann, und hässliche Goldstreifen in den Fensterscheiben. Diesen Stil findet man in jedem Haus der mobilen oberen Mittelschicht rund um die Welt.

Die Eigentümerin hatte das Grundstück geerbt und darauf Häuser zum Vermieten gebaut. Die Kunststoffschränke mit goldenem Glitzer in den Badezimmern und die schweren Leuchten waren dort, weil man annahm, wir liebten dies. Der Hors-sol-Stil schien genau zu den Expats zu passen, die in der Uno, in multinationalen Unternehmen, Nichtregierungsorganisationen, Anwaltsbüros und Botschaften arbeiten.

Im Dorf gab einen teuren kleinen Laden, geführt von einem Mann namens Freddy. Freddy kannte jedermann. Seine Kunden, bemerkte ich bald, hielten gegenseitig ein Auge aufeinander. Die meisten waren Mütter, die ihre Kinder zur Schule brachten. Nach dem Einkaufen war es bald Zeit, sie wieder abzuholen. Die Krippe in der Nähe nahm die Jüngsten für vier Stunden pro Woche. Unser Vierjähriger ging zweieinhalb Tage in den Kinderhort. Die Primarschule war ursprünglich über Mittag geschlossen. Die meisten Mütter waren vollzeitliche «Taxifahrerinnen» und «Köchinnen». Eines Tages sagte eine von ihnen bei Freddy zu mir: «Ach, Sie sind die Neuen am Chemin des Vignes, die nie den Rasen mähen?»

Nie hatte ich ein so intensives Dorfleben wie in Crans erlebt. Jeden Samstagmorgen trank der Fischer des Orts mit anderen Männern Schnaps. Frauen und Expats waren nicht eingeladen.



Am Genfersee hat internationaler Zuzug einen Bauboom genährt, so etwa im zünnerst dörflichen Crans-près-Céligny (links Mitte und rechts unten).

BILDER KARIN HOFER / NZZ

Während der Müllabfuhr tranken einige alte Männer ebenfalls ein Glas und schauten, wer was fortgeworfen hatte. Sonntags spielten einige hinter der Schule Pétanque. Immer im November wurden die Neuzuzüger zu einem Fondue im Gemeindehaus eingeladen. Im Dezember reserviert man einen ganzen Samstagmittag für das Ritual, im Gemeinewald Christbäume zu holen. Ein Weihnachtsmann, in der Regel der Gemeindepräsident, gibt Glühwein aus. Dann nimmt jeder eine Axt, sucht sich einen Baum aus und haut ihn ab.

Ich erinnere mich an einen jungen Dänen, der mit Partnern in Kanada und Australien ein Unternehmen besass. Sie kauften via Internet Firmen auf der ganzen Welt, reorganisierten sie und verkauften sie mit stattlichem Gewinn. Per Fernsteuerung Firmen zu reorganisieren, gar Leute zu entlassen, kam mir merkwürdig vor. «Vielleicht», sagte er, «aber ich lebe gut davon.» Ich traf den Dänen gerade vor Ausbruch der Finanzkrise. Damals wurde meine Zeitung von einem Unternehmen, das uns einige Jahre zuvor gekauft hatte, mit Profit verkauft. Wir hatten unsere Reserven an ferne Aktionäre verloren. Dank dem Christbaum-Fällen in Crans begann ich zu verstehen, wie dies möglich war.

Mein Mann und ich liebten es, in der Region jahrhundertalte Dorfbeizen zu entdecken, die alle behaupteten, die besten Käse-Malakoffs und Fondues anzubieten. Bauern, Banker und Postbeamte assen dort, unter Reihen von Jodel- und Fussball-Trophäen. In der Küche arbeiteten drei Generationen. Paradoxierte lernte ich an solchen Orten, nicht in Tapas- oder Lounge-

Bars, wie destruktiv gewisse Finanzgeschäfte sein können. Viele Bewohner des Dorfes arbeiteten für Unternehmen und im Finanzsektor. Von ihnen hörte ich, wie die Kantone untereinander mit tieferen Steuern konkurrierten. Steuerstreitigkeiten zwischen EU-Staaten und der Schweiz flackerten auf. In der Folge wuchsen unsere Dörfer wie Pilze. Die Schweizer bauten wie verrückt, überall, für Unternehmen, die ihren europäischen Hauptsitz in die Schweiz verlegten. Rund um den See wurden Weinberge für viele Millionen verkauft.

## Land und Seele verkauft

Eine alte Tante von mir, Tochter eines Chilenen und einer Freiburgerin, lebte jahrzehntlang in einem Chalet am Genfersee, mit portugiesischem Personal. Ihren Erzählungen nach waren die früheren Zeiten so kosmopolitisch und so provinziell wie die heutigen. Was aber ist neu? Nehmen wir das alte Städtchen Rolle, über das einst die Herren von Bern regierten. Bis heute mögen die Leute Berner Nummernschilder nicht. 2008 wurde Rolle eine grosse Baustelle. Nicht weit vom Haus, wo Madame de Staël um 1800 ihr zweites aussereheliches Kind zur Welt brachte, liessen sich ausländische Angestellte von Chiquita, Cadbury, Nissan und anderen multinationalen Unternehmen nieder. Sie wurden angelockt, weil ihnen die Gemeinde günstige Steuern und gute Geschäftsräumlichkeiten anbot. Die Expats kamen so rasch, dass ganze Quartiere aus dem Boden gestampft wurden. Die Liegenschaftspreise stiegen in vier Jahren um 57 Prozent. Von

4900 Bewohnern waren 1900 keine Schweizer. Weitere 2000 wurden erwartet. Die neuen Quartiere hatten keine Bäckerei, keinen Coiffeur, nichts.

Peter Ustinov, der Schauspieler, lebte gewöhnlich in Rolle. Aga Khan und Prinz Rainier von Monaco besuchten das Internat in Le Rosey. Aber die neuen Bewohner tröpfeln nicht herein, sie strömen herein. Sie sind nicht chic, exzentrisch oder wenigstens reich, sondern gesichtslose Meritokraten, die den Gemeinden Einnahmen verschaffen.

Eines Tages stellte ich fest, dass die SVP in Crans fast die Hälfte der Stimmen gewann. In umliegenden Dörfern, auch in Rolle, das selbe Bild. Im Ausland hatte die SVP den Ruf der Xenophobie. Doch an unserer «Goldküste» gab es weder Kopftücher noch Asylsuchende. Was war geschehen? Ich fragte den früheren Gemeindepräsidenten von Bassins, Maurice Gruaz. Früher, sagte er, veranstaltete man anlässlich der Wahlen ein grosses Fest. Jedermann war dabei. Die Leute kamen im Café, auf dem Dorfplatz, im Gemeindehaus zusammen. Mit den vielen Zuzüglern wechselte leider die Atmosphäre. Heute stimmen die Leute brieflich ab.

Gruaz installierte und reparierte Heizungen. Nachts riefen Kunden wegen Notfällen an. Die Ausländer freuten sich über einen solchen Service. Aber Gruaz wurde in die Arme der SVP getrieben. «Ich hasse Ausländer nicht. Es sind Leute mit Geld, sie verhalten sich gut. Wir alle haben ihnen Land verkauft. Ich beschäftige französische Grenzgänger. Ich habe mehr Arbeit als je. Aber es zerstört unser soziales Gewebe. Unsere Lebensweise stirbt. Ich

bedauere das.» Er meinte, sie hätten ihre Seele verkauft. Aber da es ihr eigener Entscheid war und sie sogar daran verdienten, hatten sie gesittet damit umzugehen. Der einzige Weg, sich auszudrücken, waren die Wahlen. Viele andere erzählten mir ähnliche Geschichten.

Danach war es in Crans nicht mehr wie zuvor. Plötzlich fühlte ich mich wie zwischen Baumwollballen. Zu wissen, dass einen die Schweizer in ihrem tiefen Innern ablehnen, ist nicht angenehm. Ich nahm es nicht persönlich. Ich verstand es sogar. Aber sie sagten es nur mir als Journalistin, nie als einer Einwohnerin. Im täglichen Leben kein Wort davon. Ich fragte dann und wann behutsam danach, aber die Leute gaben es nie zu. Vielleicht schämten sie sich, wollten mich nicht verletzen oder dachten einfach, sie sollten sich nicht beklagen. Dies vergrösserte irgendwie die Distanz zwischen mir und den Schweizern. Es brach den Zauber. Es machte das Leben dort plötzlich steril. Etwas Wichtiges blieb ungesagt. Ich denke, eine Konfrontation wäre mir lieber gewesen.

Dann kehrten wir nach Brüssel zurück. In dieser Stadt wird geflücht, es wird gebettelt, und die Leute fahren wie die Schelme. Die Metro stinkt, und die Züge sind immer verspätet. Ressentiments zwischen Einheimischen und Expats sind häufig – grob, hässlich und freigeäussert. In gewisser Hinsicht ist es wie eine Erholung. Ich liebe es – im Moment jedenfalls.

Caroline de Gruyter ist Brüsseler Korrespondentin der niederländischen Zeitung «NRC Handelsblad». Sie arbeitete vier Jahre in Genf. – Originaltext englisch.